Clemens J. Setz

Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes

Clemens J. Setz
Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes
Clemens J. Setz
Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes
Clemens J. Setz
Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes
Clemens J. Setz
Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes

Suhrkamp

SV

Clemens J. Setz
Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes

Erzählungen

Suhrkamp Verlag

Die Erzählung *Das Herzstück der Sammlung* wurde für das Projekt *Scritture Giovani 2010* geschrieben, veranstaltet von *Festivaletteratura* (Mantova/Italien) in Zusammenarbeit mit dem *Guardian Hay Festival* (Hay-on-Wye, Wales) und dem *internationalen literaturfestival berlin*.

Erste Auflage 2011
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42221-2

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Für Julia

ATTENTION!
WHEN THE TRAIN IS NOT STOPPED
IT WILL BE CONSTANTLY MOVING

Hinweisschild in einem
amerikanischen Zug

Milchglas

> Il ragazzo non osa guardarsi nel buio,
> ma sa bene che deve affogarsi nel sole
> e abituarsi agli sguardi del cielo, per crescere un uomo.
> *Cesare Pavese*

Es gab sie wie Sand am Meer, sie waren überall und allgegenwärtig, die Grauzonen von Traurigkeit, Wahnsinn und Einsamkeit in Gegenständen, Gebäuden und Situationen: offen stehende Garagen mit einem unveränderlichen Ölfleck auf dem Boden, überquellende Mülltonnen, dreibeinige Hunde oder – sehr schlimm – Haltestellen, als wäre man angekettet unter freiem Himmel; dann einzelne Dinge, verbogenes Besteck, braun beränderte Fäustlinge, Körner aus Winterstreugut, die in den flüssigen Schuhabdrücken auf dem Küchenfußboden schwimmen, ausgebrannte Telefonzellen, Büsche, die nach Urin riechen und trotzdem von Hunderten Spatzen bewohnt sind, die verblassenden Farben der eigenen Sommerkleidung im Untergangslicht eines Treppenhauses, in dessen schummrigen Halbstöcken kleine taufbeckenartige Vorrichtungen stehen, ohne einen Hinweis auf Sinn und Zweck; die ganze entsetzliche Melancholie und Verlorenheit eines Bahnsteigs, der Pendelblick nach links: Schienen, endlos, dann nach rechts: dasselbe, und der vergebliche Versuch, sich festzukrallen in den Rockfalten der Mutter angesichts dieser ausweglosen Unendlichkeit, die einem am nächs-

ten Tag auf harmlosere Weise wieder begegnet, in der Schule, als Zahlenstrahl.

Und die abendlichen Planeten Mars und Venus, mit ihren fühlerartigen Ausläufern, wenn man sie anzwinkert: kleine Bernsteininsekten über den Dächern der Stadt.

Ich schlief fast keine Nacht mehr durch, seit Bernd, mein Bruder, ausgezogen war. Früher hatte mich immer sein Schnarchen beruhigt, sein Gemurmel im Schlaf, seine Bewegungen, die träge und einförmig waren wie die eines aufgehenden Backteigs.

Jede Nacht hatte ich Albträume: lange, unfreundliche Korridore, in denen man mit verschiedenen Graden der Unbeweglichkeit kämpfen musste; verschlossene Türen mit fremdsprachigen Aufschriften; meine Mutter, die mich nicht mehr wiedererkennt und meinen Bruder bittet, mir zu zeigen, wo der Ausgang ist; Verfolgungsjagden durch unseren Keller, in dem Atommüll lagert; ein sterbendes Tier, das sich in einen der schwarzen Regenschirme geflüchtet hat und daraus nicht mehr zu vertreiben ist; rötliches Eis, das beim Schlittschuhlaufen bricht; Clownsschminke, die man nicht mehr ab bekommt. Und in beinahe jedem Traum begegnete ich einer blauen Flamme wieder, die plötzlich irgendwo hochzüngelte, aus meiner Armbanduhr, aus einem Stück Brot, aus einem Brückengeländer, das sich in diesem Moment auflöste und mich in den Fluss stürzen ließ, aus Geldbörsen, Eistüten, Legosteinen, fremden Augen. Ich hasste die blaue Flamme, ihre Farbe war das Entsetzlichste an ihr, dieser Ton von Blau, den ich tagsüber nirgends erblicken konnte. Er ließ sich auch nicht mit Buntstiften auf Papier malen, die verfügbaren Schat-

tierungen aus der Pelikan-Zeichenbox reichten dafür nicht aus. Ich versuchte, der Flamme einen Namen zu geben, damit sie mich endlich nicht mehr heimsuchte, aber es half nichts.

Zu den Albträumen kamen noch meine Schwierigkeiten einzuschlafen. Meine Glieder wollten sich einfach nicht beruhigen. Die Finger blieben hellwach bis spät in die Nacht und bewegten sich, zwei nervöse Spinnen, über die Bettdecke. Außerdem hörte ich die ganze Nacht lang meine Eltern durch die Wohnung gehen, Möbel verrücken, flüstern, sprechen. Ich war schon oft zu ihnen hinausgegangen, wenn sie mich mit ihren Geräuschen qualvoll lange wach gehalten hatten, aber sie saßen immer nur in der Küche oder im Wohnzimmer, betreten, verwirrt, überrascht, mich so spät noch zu sehen – und rieten mir, mich wieder ins Bett zu legen.

Ihr Verhalten war mir unerklärlich. Was hatten sie immer zu bereden? In den Gesprächen beim gemeinsamen Abendessen ließen sie sich nichts anmerken. Merkwürdig war, dass sie immer erst gegen Mitternacht miteinander zu flüstern und zu sprechen begannen, wenn ich noch mit der Angst kämpfte, diesmal die ganze Nacht wach zu bleiben.

Wenn wirklich gar nichts mehr half, holte ich die blaue Kiste unter meinem Bett hervor.

❖

Kinder im Park sind wie Verstoßene, sie laufen überallhin, als wären sie auf der Suche nach einem Unterschlupf für die Nacht. Wer zu lange an einem Ort blieb, wurde von Bettlern belästigt, die mit einem Speichelfa-

den am Kinn kämpften oder eine Hand in ihrer Hose bewegten, als wollten sie ein schlagendes Herz nachahmen. Man hatte dann zwei Möglichkeiten: um Hilfe rufen oder kämpfen. In unseren Gedanken entschieden wir uns meist für den Kampf, damit niemand merkte, dass sich in unsere Stimmen bereits Tränen mischten.

Wir glaubten an nichts. Wir sprachen unentwegt von Banden, vom Davonlaufen, von Heckenschützen und Überfällen, vom Erlernen einer schwierigen Kampfkunst und sogar davon, ein Mädchen zu verführen. Das alles hing, soweit man sehen konnte, irgendwie zusammen.

Es war der seltsamste Zustand, die rätselhafteste Einrichtung überhaupt: eine Welt, in der es *Mädchen* gab, Mädchen, von denen wir im Turnunterricht getrennt waren, die höhere Stimmen hatten und sich miteinander in einem jahrhundertealten Geheimcode verständigten, der versiegelt und streng bewacht war. Jeder Versuch, den Code gewaltsam zu knacken, führte zur Katastrophe – Tränen, Gebrüll, Lehrer und Eltern, die auf den Unterschied zwischen den Geschlechtern hinwiesen und uns am Handgelenk in irgendeine Richtung zerrten.

Aus rätselhaften Gründen machte uns gerade die körperliche Unterlegenheit der Mädchen, auf die man uns ständig hinwies, ihre schwächeren Arme und Beine, erst richtig wütend, sie schien wie eine Verspottung unserer eigenen Körper. Wir hätten viel darum gegeben, das heißt bezahlt, wenn wir nur für fünf Minuten allein mit einem Mädchen gewesen wären, allein in einem abgesperrten Raum. Allein und ohne Konsequenzen.

Es gab keine Möglichkeit, uns zu beruhigen.

Während mancher Schulstunden dachte ich daran, wie wunderbar es sein müsste, ein Mädchen, am bes-

ten eines aus der vorderen Reihe, eines jener Mädchen mit Brille und langem Pferdeschwanz, in eine Statue zu verwandeln – nicht in eine aus Stein, sie sollte lediglich bewegungsunfähig sein, die Augen von mir aus geschlossen und ohne Kleider. Was man alles mit einem solchen Mädchen anstellen könnte, alles, einfach alles – mir fiel vor Aufregung darüber gar nichts Originelles ein, das ich auch meinen Freunden erzählen konnte. Sie alle hungerten, wie ich, nach solchen Erzählungen, nach den quälenden Visionen, die einer von uns etwa eines Nachts gehabt hatte und am nächsten Tag vorm Schulgebäude schilderte – diese entsetzlichen Fantasien aus erfüllten Wünschen und gestohlenen Schätzen. Mein Herz wurde jedes Mal zu einem Buch mit aufflatternden Seiten, wenn einer von uns etwas Neues erzählte, eine Episode, einen Einfall, eine Spiel- oder Folteranleitung – und natürlich musste dann jeder den anderen übertrumpfen, und so verfielen wir in dunkel sprießende Improvisationen, die uns noch tagelang verfolgten, wenn wir sie richtig hinbekamen.

– Die Laura … mit ihrem langen Pferdeschwanz (wie diese letzte Silbe schmatzte!) … wenn die sich hinknien würde … wie ein Hund … und dann nimmt man einfach die Haare und zieht sie zwischen ihre Arschbacken … dass sie sich den Arsch mit ihrem Zopf abwischt …

– Oder du knotest die Haare dann so, schau, so …

– Und dann steckst du sie ihr rein!

Und das schmutzige Wort, das gleichzeitig in einem anderen Leben *rein*, also sauber, unbefleckt, bedeuten konnte, zerging salzig auf der Zunge.

Die Tatsache, dass die Mädchen nichts von uns hiel-

ten und sich nicht im Geringsten auf die gleiche Art und Weise über uns zu unterhalten schienen wie wir über sie, stachelte uns zu immer kühneren Flugversuchen an.

Der einzige Ort, an dem es keine festgelegten Sitzplätze für Buben und Mädchen gab, war die Kirche.

❖

In der Kirche drehte sich alles darum, dass man nur so weit und nicht weiter gehen durfte in dem riesigen, fast immer menschenleeren Gebäude. Bis zum Altar und nicht weiter. Nein, bis zu den Stufen vor dem Altar. Und auch nicht in die Sakristei, nicht ohne Aufsicht.

Unsere Schritte hatten lange Echos: *Doch … Doch … Dochchch …*

Von Pater Johann hatten wir damals die Erstkommunion erhalten, ein seltsames Martyrium aus Basteleien und rituellen Kerzen, die monatelang meine Träume beschäftigten. Und alle Mädchen in Weiß. Gebete aufsagen. Der Ablauf der Messe, wie die Strophen eines Gedichts auswendig im Kopf. Das merkwürdige Wort Fürbitten. Die lange Reihe der Mädchen und Buben mit den Kerzen in der Hand. Der schwitzende Fotograf auf dem kleinen Gemeindeparkplatz.

Mir gefiel es, zur Messe zu gehen, weil ich da noch viele meiner alten Schulfreunde treffen konnte. Die Kinder im Gymnasium, das ich seit einem halben Jahr besuchte, waren mir alle noch fremd und würden das Kunststück wohl nicht mehr hinbekommen, meine Freunde zu werden.

An dem Tag, als ich den weißen Papiertaler, der Teile

des Erlösers enthielt und nach nichts schmeckte, in der Kommunion empfing, aber nicht schluckte, habe ich das erste Mal jemanden geschlagen. Michael.

– Dalleib Christi, sagte Pater Johann und tat dann das Ungeheuerliche, das er schon einige Male getan hatte, etwas, das mich elektrisierte und beinahe in Ohnmacht fallen ließ – er legte mir die kleine, weiße Hostie auf die Zunge. Schlagartig wurde mir bewusst, dass ich ganz von selbst den Mund offen gehalten hatte, was mich noch mehr verwirrte und anstachelte. Dann fiel mir ein, dass nur geschehen war, was mir vorher schon von allen lang und breit erklärt worden war.

Die Hostie blieb am Gaumen kleben und wurde ein weißer und zäher Brei, wenn man nicht aufpasste. Wir allerdings passten auf.

Es war ganz einfach. Man musste nur vorher eine halbe Stunde mit offenem Mund herumrennen, bei Wind, mit offener Jacke, im Park oder vor der Kirche. Oder, wenn das nicht möglich war, pfeifend ein- und ausatmen, so als wäre man verschnupft. Mit ausgetrockneter Kehle wartete man die Messe ab, dann empfing man – welch eigenartiger Schauder packte mich jedes Mal aufs Neue bei diesem Wort – die Kommunion, die weiße Oblate. Sie klebte sofort an der Innenseite des Mundes fest, und man konnte sie gefahrlos hinaustragen und den Freunden zeigen, die mit ihren Eltern vor der Kirche herumstanden, auf dem Kiesweg, gleich neben einem unordentlichen Fahrradständer.

Über dem Altar, sehr weit oben, gab es ein rundes, weißes Fenster aus Milchglas, das ich immer anstarrte, wenn ich *empfing*. Es war genauso rund und weiß wie die Hostie in meinem Mund, und die Distanz zwischen

mir und dem hohen Fenster verringerte sich fast auf null, wenn sich die kleinere Version davon, die Hostie, an meinen Gaumen legte. Wie ein Seil, das zwischen zwei weit entfernten Punkten gespannt wird. Das Fenster war einer der wenigen Gegenstände, die eine unleugbar heilige Wirkung auf mich hatten, ähnlich wie der Anblick einer verfaulten Blume, der eigenen Haut unter einem starken Vergrößerungsglas oder der toten Fische auf dem Bauernmarkt mit ihren entsetzt starrenden Augen.

Am Kirchenparkplatz, allein mit ein paar Freunden, sperrte ich meinen Mund auf und zeigte ihnen die intakte Hostie.

– Gib …

– Lass mich!

Michael griff mir mit seinen nach Speichel riechenden Fingern ins Gesicht, auf meine Lippen. Ich wehrte ihn ab. Er taumelte wieder näher, dümmlich und verspielt. Ich rammte ihm meine Faust in den Bauch, dann schlug ich ihm, während er sich krümmte, ins Genick. Die Freunde wichen vor uns zurück.

Michaels Mutter hatte uns gesehen und eilte ihrem Sohn zu Hilfe. Sie spuckte ein paar Beschimpfungen in meine Richtung, dann zog sie ihn am Handgelenk davon. Er ließ sich führen wie ein Blinder, von der Erkenntnis, dass sein Körper Schmerz empfinden konnte, ganz benebelt.

Ich blieb zurück und begann erregt zu kauen.

❖

In der Ferne winkten fallende Schornsteine, wie ein Lauffeuer breitete sich die Hölle über die Gegend

aus, über den Volksgarten, das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder, das Orpheum, die Parkgarage. Über den Hinterhof unseres Hauses, über die Balkone und Fenster. Über die Vogeltränke, über meine Fingerspitzen. Sogar auf meiner Haut breitete sie sich jetzt aus, eine Hölle wie warmes, feuchtes Moos, eine Hölle wie ein Medaillon, das man mit sich herumträgt, eine Hölle wie eine verbotene Körperstelle, die niemals ganz trocken wird, auf der alles immer festklebt und sich langsam auflöst wie Löschpapier. Ein Haarföhn löste sich aus meiner Schulter, er tropfte auf den Boden. Er war winzig klein und lebendig. Ich berührte ihn mit der Fußspitze, da begann er sich im Kreis zu drehen wie ein Feuerwerkskörper. Es musste davon noch Hunderte in meinen Schultern geben.

Entsetzt atmete ich aus. Beim Aufstehen schleifte ich die Bilder des Traums an einer langen, scheppernden Drachenschnur hinter mir her.

Ich betrat die Küche. Wie immer verharrten meine Eltern für einen Augenblick in der Position, in der sie sich gerade befanden. Ich hatte sie *unterbrochen*. Ich unterbrach sie die ganze Zeit. Andere Kinder begrüßten oder überraschten, ich unterbrach.

Meine Mutter stand am Herd. In der Hand hielt sie einen Löffel und schabte etwas aus einer Pfanne. Mein Vater starrte sie an.

– Kannst du das lassen?

– Was?

– Dieses Geräusch. Dieses Kratzen.

– Ich kann nicht warten …

– Lass es!

– Wenn ich es jetzt nicht mache, dann kann ich die Pfanne gleich wegwerfen!

– Brauchst du eine schriftliche Einladung?

Mein Vater war aufgestanden. Dann schaute er mich an und setzte sich wieder. Normalität bewahren. Alles in Ordnung. Niemand streitet.

Es war erbärmlich.

Sie hatten beide tiefe Augenringe, die Hautstelle darunter war dunkelgrau und so schlaff und ausgeleiert, als hätten die ganze Nacht Bleigewichte daran gehangen.

Solange ich in der Küche war, schwiegen sie, verschonten mich. Ich hasste sie dafür.

Sie waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass keiner von ihnen bemerkte, dass ich an diesem Tag gar kein Frühstück bekam.

Das geschah ihnen recht, dachte ich.

Irgendwann würde es mir so schlecht gehen, dass sie ihr Verhalten schlagartig ändern müssten.

❖

Wenn meine Eltern keine Zeit für ein Mittagessen hatten, kam Inge zu mir, die sonderbare Nachbarin. Sie saß in der Küche und wartete, bis sie jemand ansprach. Wir sperrten die Wohnungstür so gut wie nie ab; in unserem Bezirk gab es wenig Kriminalität, trotz des finsteren Volksgartens gleich um die Ecke.

– Hallo, sagte ich in die Küche.

– Hallo, sagte Inge, schau –

Sie winkte mich zu sich heran und zeigte mir ihre Fußsohle. Sie war schwarz und besaß fast so etwas wie ein Muster, eine Struktur aus eingetretenem Dreck.

– Sohlen …, sagte sie, nickte mir aufmunternd zu und lachte auf ihre breite, hin und her schwappende Art.

Inge kochte gut und erzählte immer wieder dieselbe Geschichte von dem Lamm, das sie als Kind versucht hatte aufzuziehen, weil es von seiner Mutter verstoßen worden war. Ich hörte die Geschichte gerne. Inge hatte schon vor langer Zeit den Verstand verloren. Deshalb konnte sie so gut kochen und erzählen.

Und noch einen Vorteil hatte es, wenn Inge in der Wohnung war: Sie ließ mich, ohne nachzufragen, überall hingehen.

❖

Michael freute sich – trotz des kleinen Kampfes vor der Kirche – immer noch, wenn er mich sah. Er wusste, dass ich viel klüger war als er und deshalb auch viel einfallsreicher. Besonders liebte er es, wenn seine Mutter uns beide allein ließ, dann wich er gar nicht von meiner Seite, stellte sich taub für jeden Satz in normaler Tonlage, sprang aber auf alles an, was ich mit leicht veränderter Stimme sagte.

Ich redete mir ein, dass Michael mich für meine Klugheit und meine fantasievollen Spielideen liebte, und ich hasste ihn gleichzeitig für diese Schwäche. Sobald er mich spüren ließ, dass ich ihm überlegen war, konnte ich die Beherrschung verlieren.

Trotzdem musste ich zugeben, dass mir die Spiele mit ihm am besten gefielen – das Verschanzen hinter einem Berg von Matratzen, das Ausschauhalten am Balkon, in ein paar annähernd in Armeefarben getupfte Decken gewickelt, oder das Verwundeten-Spiel, in dem wir